



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s B e r l i n.

I.

Fräulein Lind als Norma. — Gräfin Rossi. — Die Kaiserin Maria Theresia auf der Bühne. — Thomas Thyrnau von Madame Birch-Pfeiffer und andere Weihnachtsbescherungen.

Das Weihnachtsfest mit seinen Kinderfreuden hat in den letzten Tagen auch die großen Kinder so sehr beschäftigt, daß kaum ein anderer Gegenstand der Unterhaltung wie der Thätigkeit Platz zu greifen Raum fand. Die Hinrichtung Eschsch's war wie ein Donnerschlag in den heiteren Himmel der Weihnachtsposse hineingefahren, doch Kinder vergessen leicht, was gestern vorgefallen, wie es ihnen auch keine Sorge macht, was etwa morgen bevorsteht, und so blieb Weihnacht im Vordergrund mit seiner frohlichen Staffage, wenn auch dahinter einige ernste Leute sich zeigten, die Allerlei vom öffentlichen Gerichtsverfahren, von den moralischen Vorzügen und persönlichen Gewährleistungen desselben, von Provinziallandtagen und von politischen und religiösen Wirren zu sprechen schienen. Ja, der Hintergrund ist Nichts weniger als heiter, doch — auch wir wollen es so machen, wie die Weihnachtskinder und uns für jetzt nur an das halten, was uns der Himmel an Freuden beschert hat.

Also lassen Sie mich vor allen Dingen von den Genüssen erzählen, die eine skandinavische Bulbul, eine wahre Degeborg mit goldenen Locken und der Bardenleiter in den lilienweißen Armen, den Dilettanti unserer großen Oper verschafft. Sie erwathen, daß ich von Fräulein Jenny Lind, der sangreichsten Unterthanin Sr. Majestät des Königs Oskar und der ersten Schwedin sprechen will, die wieder seit der Zeit der Königin Christine einen Thron, auf dem sie zu Hause allein herrschte, verließ, um die Herzen des übrigen Europa zu erobern. In der vorigen Woche betrat sie zum ersten Male als Norma die hiesige Bühne. Ja, das war die rechte norma cantandi, wie

sie unseren Sängern in neuester Zeit ganz fremd geworden zu sein scheint. Gewiß sind in Deutschland seit zehn oder zwanzig Jahren die guten Stimmen nicht ausgerottet, gewiß würde sich auch heute noch eine Kehle wie die der Milber, der Schechner, der Sontag finden lassen, wenn nur auch die Schule sich finden ließe, die diese Sängern gebildet hat. Ja, eine Schule, eine Schule! Unsere italienische Oper und unsere Singakademie dazu könnten wir für eine gute Schule hingeben, und ich glaube, wir würden immer noch einen guten Tausch machen. Die Frau Gräfin von Rossi, Gemahlin des königlich sardinischen Gesandten am hiesigen Hofe, auch jetzt noch eine schöne Frau und nach dem Urtheil derer, die Gelegenheit haben, sie in ihren Circeln zu hören, eine ausgezeichnete Sängern, saß in der Loge des diplomatischen Corps und erfreute sich an der neuen Norma, welche sie augenscheinlich als ihre legitime Ebenbürtige und Nachfolgerin anerkannte. Doch wollen wir dieser keinen Grafen wünschen, damit sie nicht auch der Bühne vorzeitig entführt werde.

Die zweite Weihnachtsbescherung, mit welcher wir zwar nicht gerade überrascht worden, die wir jedoch jedenfalls als ein Geschenk aus schönen Händen betrachten dürfen, ist der dramatisirte Thomas Thyrnau von Madame Birch-Pfeiffer, der, trotzdem daß beide Verfasserinnen, des Romans wie des Dramas, in Berlin leben, hier später als auf mehreren anderen Bühnen zur Darstellung gekommen.

Herr von Küstner hatte die Aufmerksamkeit gehabt, Madame Paalzow und deren Bruder, den Geschichtsmaler Professor Wach, zu dieser Aufführung besonders einzuladen, und Erstere hatte also die Genugthuung — oder vielleicht auch das schmerzliche Gefühl — die Gestalten ihres Romans in dramatischer Verkörperung vor sich zu sehen. Die Besetzung war die beste, die unsere Bühne zu liefern vermag, und diese hat sich jetzt allerdings durch das Engagement der Herren Hendrichs und Hoppé etwas regenerirt. Madame Greltinger gab die Maria Theresia; — denken Sie sich, man wagt es hier, die Urgroßmutter des regierenden Kaisers auf die Bühne zu bringen, und — was vielleicht noch mehr zu verwundern — bis jetzt ist noch nicht bekannt, daß der kaiserlich österreichische Gesandte dagegen reclamirt habe. Denn es sind ja die verschiedenen deutschen Gesandten bei den verschiedenen deutschen Höfen beglaubigt, um darüber zu wachen, daß an den verschiedenen deutschen Höfen die Rücksichten alle beobachtet werden, die die verschiedenen deutschen Höfe gegen einander zu nehmen haben. Allerdings gehört dazu vornehmlich und hauptsächlich, daß in den Blättern der verschiedenen deutschen Länder Nichts gedruckt werde, was irgend einem deutschen Hofe unangenehm sein könne, weshalb auch das Zeitungslesen zu den wichtigsten Functionen der verschiedenen deutschen Gesandtschaften an den verschiedenen deutschen Höfen gezählt wird, aber auch der Theaterbesuch ist den Ersteren wegen der möglichen

Verletzung irgend einer Rücksicht auf die historischen Erinnerungen der deutschen Höfe zur Pflicht gemacht, und so können wir es immer als Concession betrachten, wenn etwa auf einem sächsischen Hoftheater Friedrich Wilhelm I. in Gukow's „Zopf und Schwert“, oder wenn auf dem Berliner Hoftheater Maria Theresia in „Thomas Thyrnau“ über die Bühne schreitet.

Eine dritte und die eigentlichsste Weihnachtsbescherung bilden endlich die akademischen Weihnachtsausstellungen, die wir in diesem Jahre zum erstenmal hier sehen, oder die vielmehr zu den frommen Mystereien zu rechnen sind, die unsere Vorfahren vor 400 Jahren um diese und die Osterzeit aufzuführen pflegten. Allabendlich wird zweimal im größeren Saale der Akademie der Künste eine Reihenfolge transparenter Gemälde gezeigt, welche die Empfängniß Maria, die Geburt des Heilands, die Anbetung der heiligen drei Könige u. s. w. darstellen und wozu die Sänger der Domkirche passende Gesänge und Choräle vortragen. Für die Schüler und namentlich die Schülerinnen Hengstenberg's, Gofner's, v. Gerlach's ic., die niemals Theater oder Concerte zu besuchen pflegen, ist dies natürlich ein ungemein anziehendes Schauspiel und da die Einnahmen zur Unterstützung bedürftiger Maler bestimmt sind, so können wir uns nur darüber freuen, wenn solche fromme Gemüther sich den Genuß mehr als einmal zu verschaffen suchen. Die Weltlicheren freilich gehen lieber zu Gropius, oder zu Fuchs, oder in Kroll's und Faust's Wintergärten, wo überall der Weihnachten in einem heiteren Gewande auftritt und in der That ein eigenthümliches Berliner Leben um diese Jahreszeit sich zeigt. Auch einen Karneval, und zwar einen echten Narrenkarneval, hat uns Kroll für den nächsten Monat in Aussicht gestellt — wenn nämlich die Magdeburger Zeitung Nichts dagegen hat, die schon gegen die bloße Ankündigung einen fulminanten Artikel erließ, indem sie in einem kölnischen Karneval in Berlin nichts Geringeres, als eine Gefährdung des deutschen Protestantismus erblickt. Nun sage man noch, daß es unter unsern Zeitungschreibern keine scharfsinnigen Politiker gebe! Diese Leute werden uns gewiß auch am besten sagen können, was es eigentlich mit dem Fastnachts-Dchsen, der dem Karneval bekanntlich immer ein Ende macht, für eine Bewandniß habe.

Justus.

2.

Französische Fabeln von einer preussischen Constitution. — Ein Inserat für Karl X. in der Bossischen Zeitung. — Jesuiten und Jesuitenriecherei. — Die Stadtverordneten für gewisse öffentliche Häuser. — Böckh und Eichhorn.

Wir sind zwar schon gewöhnt, in französischen und englischen Blättern, wenn sie sich einmal mit Deutschland beschäftigen, die allerfabelhaftesten Dinge über uns zu finden, aber in der Regel lassen sich

dieselben doch auf irgend eine Spur von wirklichen Ereignissen oder von umlaufenden Gerüchten zurückführen; dagegen ist es durchaus unerklärlich, wie die Pariser Zeitungen, und zwar vom größten bis zum kleinsten Format, kürzlich auf die einmüthige Nachricht kommen konnten, der König von Preußen sei im Begriff, seinen Völkern eine Verfassung zu geben. Die Nachricht wurde mit solcher Sicherheit mitgetheilt, daß man an anderen Orten, wo man nicht, wie hier, vom Gegentheile überzeugt war, schon ansing, Betrachtungen über die Folgen anzustellen, die dieses wichtige Ereigniß für das gesammte Deutschland haben werde; und doch ist auch nicht das allerentfernteste Moment zu entdecken, das zu jenem Gerüchte die Veranlassung gegeben haben kann. Offenbar hat hierbei eine Mystification stattgefunden, die sogar dahin fortgesetzt wurde, daß man, nachdem eine Woche lang die Sache in allen Pariser Blättern besprochen worden war, einen Grund auffand, weshalb die preussische Verfassung einstweilen nicht publicirt werde: der Fürst Metternich sollte nämlich sehr dringende Bedenken dagegen erhoben und den König von Preußen bewogen haben, die Sache einstweilen, aber nur für jetzt, zu reponiren!

Seltzam traf es sich, daß, während die Pariser Zeitungen so fabelhafte Combinationen aus Berlin sich melden ließen, Berliner Blätter sich mit eben so fabelhaften Dingen über Frankreich unterhielten. Es leben jetzt hier nämlich einige französische Legitimisten, unter denen sich auch ein ehemaliger Vorleser Karl's X. befindet, der diesem Könige selbst sehr ähnlich sehen soll. Von diesen Männern ließ nun vor einigen Tagen ein Oberstlieutenant, Chevalier de la Mancherie, in die Vossische Zeitung einen in französischer Sprache abgefaßten Artikel einrücken, in welchem er nach einigen erwiegenderen Worten auf eine Bemerkung über den Herzog von Vorbeaur, die in der Zeitung für die elegante Welt gestanden, das Lob des jungen Heinrich verkündigte, der unschuldigerweise aus seinem Vaterlande verbannt worden und der die edelsten Absichten habe sowohl in Bezug auf Frankreich, als auf das Ausland. Der Artikel war wie vom Himmel heruntergeschneit und erregte auch in der That eine eben so kalte Ueberraschung, wie ein Schneefall im Monat Mai. Es war eine kleine Weihnachtsfreude, die sich französische Legitimisten in Berlin bereiteten, aber eine andere französische Feder, und zwar die eines Soldaten der alten Garde, hat dem karlistischen Oberstlieutenant die Freude gestört, indem als Antwort auf seinen Artikel eine Epistel in französischen Alexandrinern erschien, worin kurz und bündig erklärt wurde, daß es mit der Herrschaft der älteren Bourbonen in Frankreich für immer vorbei sei. Und da dies der Censor in Berlin hat passiren lassen, so muß es wohl wahr sein!

Wie behauptet wird, sollen übrigens jene Legitimisten nicht blos Legitimisten, sondern auch Jesuiten sein, die sich hier unter allerlei

Vorwänden niederlassen und angenehm machen wollen; für Jesuiten, nämlich für die alten, echten römischen, ist jedoch — wie schon Nabel bemerkt hat — in Berlin kein guter Boden; kommen doch selbst ihre nachgemachten protestantischen Brüder, die mit der Loyalität die Maske der Loyalität zu verbinden pflegen, hier nur sehr schlecht fort, wie z. B. der in ähnlicher Weise fast unerhörte Beifall zeigt, den das Lustspiel: „Er muß auf's Land“ fortwährend hier findet; um wie viel weniger ist also von einer etwaigen Abzweigung des Stammes von Freiburg und Luzern hier zu fürchten. Die Jesuitenriechei ist übrigens in den Augen wahrhaft liberal gesinnter Männer ein eben so lächerliches Ding, wie die ehemalige Demagogenriechei, deshalb glauben wir auch, daß man die ungeschätzlichen alten Leute, die man jetzt für Jesuiten hält oder angibt, völlig unbehelligt lassen soll.

Unseren Stadtverordneten ist kürzlich nachgesagt worden, sie hätten sich an den König mit der Bitte gewandt, derselbe möge den kürzlich gefaßten Beschluß der Aufhebung gewisser öffentlicher Häuser wieder zurücknehmen. Die ehrwürdigen Väter wollen es sich jedoch — wahrscheinlich um ihrer einflußreicheren Häften halber — nicht nachsagen lassen, daß sie ein besonderes Interesse für jene Häuser zeigen, und geschähe es auch nur, um dadurch größeren Uebelständen vorzubeugen. Sie lassen daher auch in öffentlichen Blättern ihre besagte Theilnahme desavouiren.

Ueber Böckh's Differenzen mit dem Minister Eichhorn habe ich Sie bis jetzt nicht unterhalten, weil etwas Sicheres darüber nicht bekannt geworden und Alles am Ende auf unbestimmte Gerüchte hinauslief, die sich an einen Artikel der „Literarischen Zeitung“ über Böckh's, auch von mir früher erwähnte akademische Rede über den Einfluß der Wissenschaft auf das Leben knüpften. Als gänzlich ungegründet darf man es aber bezeichnen, wenn diese Gerüchte so weit gehen, Böckh's Abgang von der Universität zu verkünden. Böckh wird eben so wenig von seinem berühmten Lehrstuhl, als Eichhorn für jetzt von seinem Portefeuille scheiden.

J u s t u s .

II.

M u s W i e n .

Ein Wiener Russe. — Kampf um das Glacis. — Große Neubauten. — Die Kinderpest und die Mehger. — Moriz von Sachsen. — Die vier Paimonskinder. — Niederlage des Virtuosenthums.

Ein verkappter Russe in der Augsburger allgemeinen Zeitung sucht bei Gelegenheit einer Ehrenrettung des k. russischen Staatsrathes Tenzgoborski auch den Grenzboten einen Hieb zu versetzen. Das ist nun freilich sehr leicht zu erklären, denn dieses Journal verfolgt die russische

12 *

Politik auf allen Wegen mit großer Rücksichtslosigkeit und in allen Verkleidungen; weil indeß der Wiener Russe es für gut findet, auch eine Stelle aus meinem Correspondenzberichte in das Gelecht seiner Logik zu verweben, so sehe ich es als meine Pflicht an, dem feinen Diplomaten zu antworten. Die Russenstimme aus Wien will in demselben gelesen haben, daß die Russen den Communismus erfunden und findet diese Behauptung eben so absonderlich, als die Parallele zwischen Lengoborski's Buch über Oesterreich und Katakazi's Rolle in Griechenland. Abgesehen davon, daß in Wiesner's Streiflichtern das System diplomatischer Einmischung von Seite Rußlands in die inneren Angelegenheiten benachbarter Staaten aus Gründen äußerer Politik gemeint ist, wovon die deutschen Staatsmänner bei einiger Offenherzigkeit genug zu erzählen wissen, findet der russische Berichtiger in den Grenzboten durchaus etwas Anderes, als wirklich darin steht. Nicht erfunden haben die russischen Diplomaten, wie es dort heißt, den Communismus, aber er wird von ihnen mit soviel Glück ausgebeutet und muß ihnen dazu dienen, die deutschen Großmächte in ängstlicher Unthätigkeit auf dem Felde des politischen Fortschritts zu erhalten, daß man allerdings versucht sein kann auszurufen: Hätte Babelouf es nicht gethan, so wäre es die Aufgabe des Dr. Goldmann geworden. — Dies dem Russen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der in der deutschen Sprache nicht sehr fest zu sein scheint und dem also ein kleiner Irrthum leicht zu verzeihen ist. Wenn er fleißig ist, so kann er es noch dahin bringen, wie Andere seiner Landsleute, die recht geläufig deutsche Bücher, z. B. Springer's Statistik von Oesterreich u. dgl. abzuschreiben wissen.

Wiens äußere Physiognomie geht einer gar wichtigen Verwandlung entgegen, sobald das von einer Architektengesellschaft entworfene Project zur Erweiterung der inneren Stadt die Allerhöchste Genehmigung erhält, woran, wie man hört, kaum mehr zu zweifeln sein dürfte. Aus dem täglich fühlbarer hervortretenden Raummangel zu öffentlichen Gebäuden, deren Bestimmung es nicht erlaubt, sie an die äußersten Enden der Vorstädte zu verlegen, hat sich allmählig das Bedürfniß entwickelt, den Umfang der inneren Stadt, die jetzt 60,000 Einwohner hat und bereits mit Menschen überfüllt ist, ansehnlich zu erweitern. Wie bekannt, wird die innere Stadt, die noch immer mit einem als Spaziergang dienender Wallgürtel umringt ist, durch ein sechzig Klafter breites Glacis von den 34 Vorstädten geschieden, und dieser Raum, welcher zum Theil mit Alleen bepflanzt, zum Theil Exercierplatz und Holzstätte ist, gehört zu den Eigenthümlichkeiten und besonderen Annehmlichkeiten Wiens, um welche sie jeder Fremde beneiden kann und welcher man sie keinen Preis berauben sollte. Sogar die Sanitätsbehörde nimmt sich des Glacis an und hat gewiß nicht Unrecht, wenn sie in dem grünen, mit duftenden Rosmarin und Akazienbau-

men verzierten Rasengürtel im Häusermeere einen nützlichen Ableiter schädlicher Miasmen erblickt und denselben als einen Factor in der Mortalitätsberechnung anerkannt wissen will. Darum konnte ein früheres Project, das diesen für Jung und Alt so theuren Raum, die halbe Stadt herum, bedeutend schmälern wollte, sich keiner praktischen Anerkennung erfreuen und die Sache blieb liegen. Die erwähnte Architectengesellschaft hat endlich die Sache von der praktischen Seite angefaßt und der von ihr entworfene Plan nimmt blos die kleine Strecke zwischen den beiden Kärnthnerthoren und der in die Vorstadt Wieden führenden Wienbrücke in Anspruch, wornach noch immer ein bedeutender Raum übrig bleibt, um die Stadtthore auf dieser Seite von den ersten Häusern des vorstädtischen Rayons entfernt zu halten.

Ein ernstes Hinderniß, welches dem ganzen Entwurfe anfangs drohte, ist durch die anerkennungswerthe Bereitwilligkeit S. k. k. Hoheit des Erzherzogs Karl sofort beseitigt worden, indem er erklärte, er wolle der Ablösung der unmittelbar am Stadtwalle befindlichen Nebengebäude seines Palastes in keiner Weise entgegenwirken, da das Bedürfniß zu laut spreche, um nicht den persönlichen Vortheil zu überwiegen. Die Bausumme ist in dem der Baubehörde vorgelegten Entwurfe auf zwanzig Millionen Gulden veranschlagt, doch dürfte dieselbe in Betracht der zahlreichen Ablösungen wohl übersritten werden, zumal der Bauverein die Verpflichtung übernimmt, den Wall auf eigene Kosten zu demoliren und in der nöthigen Entfernung wieder aufzuführen. Der durch die projectirte Hinausrückung der Stadtmauer gewonnene Platz soll nach der beigezeichneten Zeichnung für folgende Bauten benützt werden. Zuerst beabsichtigt man ein neues Opernhaus, da das gegenwärtige selbst den bescheidensten Anforderungen nicht genügt und eine wahre partie honteuse der Residenz bildet; mit dem Opernhause steht ein Ball- und Concertsaal in Verbindung, denn auch hierin fehlt es noch immer in dem musikreichen und tanzfrohen Wien. Bis jetzt wurde der kaiserliche Redoutensaal in der Hofburg für die Maskenbälle benützt und die Concerte bald ebenfalls in diesem, bald in Theatern oder dem schlecht gebauten und sehr kleinen Tonsaal des Conservatoriums abgehalten. Das auf solche Art entstandene Opernhaus sammt Concert- und Ballsaal würde nach Verlaufe von fünfzig Jahren ohne Entschädigung an den Staat fallen, wie eine Eisenbahn. Dann käme auch endlich eine Börsenhalle zu Stande, wie sie weit kleinere Städte in Deutschland schon lange besitzen, indeß bei uns das Stockwerk eines Hauses gemiethet wird, und in den engen Localitäten ein heillofes Gedränge herrscht, welches jeden achtbaren Geschäftsmann hindert, persönlich auf der Börse zu erscheinen. Ein Bazar mit fünfhundert Kaufläden wäre gleichfalls keine geringe Verschönerung und namentlich dürften die unglaublich hohen Miethpreise der Buden in der innern Stadt dadurch auf eine für die

Consumenten höchst ersprießliche Weise herabgedrückt werden. So bezahlt z. B. eine Buchhandlung am Graben im Sparkassengebäude jährlich viertausend fl. C. M., ohne die Niederlagslocalität zu rechnen, die sie wegen Raummangel in einer entfernten Vorstadt besonders in Miete nehmen muß. Zugleich wünscht man einen großartig eingerichteten Gasthof, wie er der Kaiserstadt noch immer fehlt und wie ihn die meisten Städte in Deutschland und der Schweiz besitzen. Zwei geräumige Marktplätze böten dann noch eine würdige Stätte zur Aufrichtung eherner Standbilder, wozu man die in der vaterländischen Geschichte ruhmvoll prangende Kaiserin Maria Theresia ausersehen hat. Zuletzt würde sich wohl noch eine Stelle finden für ein Posthaus, das Wien zur Stunde weit nöthiger wäre, als etwa eine neue Kirche, denn das gegenwärtige ist blos ein Poststall.

Die in einigen Provinzen ausgebrochene Rinderpest hat hier anfänglich die Besorgniß rege gemacht, es werde ein Viehmangel und in Folge davon eine Fleischtheuerung eintreten. Die Metzger, die bei dem System der Taxirung alle sehr reich sind, arbeiteten auch gewaltig an dem guten Werke und verschmähten deshalb nicht, die grauenvollsten Berichte von den unerhörten Verwüstungen auszustreuen, die die Seuche unter den Heerden angerichtet haben sollte. Die Regierung hat darum den Director der hiesigen Thierarzneischule, Dr. Eckl, nach Böhmen gesandt, um an Ort und Stelle die Wirkungen der Krankheit zu beobachten. Die von ihm sowohl, als den Kreisämtern in Oesterreich und Mähren eingeschickten Berichte widerlegen vollkommen jene übertriebenen Angaben, und besonders fängt die Seuche, welche nach den ärztlichen Dissectionen eine auffallende Ähnlichkeit mit dem unter der menschlichen Bevölkerung wüthenden Typhus hat, in den Umgebungen Wiens sehr milde auf, wo wohl einzelne Viehpächter im Schaden kamen, aber das vorbereitete Aufschlagen der Fleischpreise keineswegs gerechtfertigt erscheint. Im Monat November sind im gesammten Königreich Böhmen in siebenundsiebzig Ortschaften funfzehnhundert Stück Vieh erkrankt und davon eintausend vierhundert achtzig Stück entweder gefallen oder geschlagen worden, woraus hervorgeht, daß das Viehsterben bei Weitem nicht jene Ausdehnung genommen hat, als es in den blutigen Visionen der Metzger bereits besaß. Die Regierung befolgt gegen den schmutzigen Junftgeist dieser Unerfättlichen ein weises System, das bald zum Ziele führen muß, indem es die Junft selber zur Bitte um Aufhebung der Fleischtaxe zwingen wird. Sie ist nämlich fest entschlossen, dem eigennützigem Begehren der Metzger zu steuern und die Taxe ohne außerordentliche Veranlassung über neun Kreuzer für das Pfund zu erhöhen; zumal ertheilt sie fortwährend Gewerbebefugnisse an Neuangeseffene und vermehrt dadurch die Anzahl der Fleischer in dem Maße, daß dieselben

bald bei der fixen Taxe den gehofften Gewinn nicht finden und darum selbst um Aufhebung der Taxe anhalten werden.

Im Hofburgtheater hat eine witzige Bluette, von Castelli einem Scribe'schen Vaudeville nachgebildet, angesprochen. Als ein erfreuliches Ereigniß kann man die Freisinnigkeit unserer Bühnencensur begrüßen, welche den Moriz von Sachsen von Prus „mit unverfengten Flügeln“ aus dem Probefeuer flattern ließ; nur eine einzige Ader ward ihm ausgeschnitten und dafür eine andere eingeflochten. Der Schmallaldische Bund, der bekanntlich zur Wahrung der Rechte des Protestantismus gegenüber den Verfolgungen des unduldsamen Katholicismus geschlossen wurde, erscheint in der von der Censur beliebten Umgestaltung als ein Bündniß des germanischen Patriotismus gegen die Eindringlinge der spanischen Staatskunst. Diese Vertauschung des religiösen Prinzips mit einem nationalen, welche den Kundigen nicht einmal betrügt, und den dramatischen Effect in keiner Weise beeinträchtigt, mag in unserer Zeit confessioneller Zwietracht und in dem Brennpunkt des deutschen Katholicismus allerdings zu entschuldigen sein.

Eine englische Oper von dem Irländer Balfe: „Die vier Haimonskinder“, gefiel in dem Theater in der Josephstadt ganz außerordentlich und Eingeweihete wollen behaupten, wäre dieses Werk vor ein Paar Monaten statt Sechter's jämmerlicher Operette: „Ali Hutsch-Hatsch“ in die Scene gegangen, die Freunde des Directors Pokorny würden ihm ohne Zweifel die Leitung des Hofopertheaters errungen haben. Nun bleibt sie wieder auf zwei Jahre in den Händen von Leuten, wovon Einer nicht einmal lesen und schreiben kann.

Die musikalische Saison hat begonnen und die leichten Truppen des zahllosen Virtuosenheeres liefern bereits ihre Treffen, wobei sie jedoch immer den Kürzern ziehn. Man lobt sie, man bewundert sie, aber geht nicht in's Concert. Die Umstände haben sich durchweg geändert, das Publicum ist kalt und unempfindlich geworden wie Stahl, all die noch vor einigen Jahren theuer bezahlten Herenkünste des Virtuositenthums locken kaum ein Häuflein geduldiger Freibilletsbesitzer in den gähnenden Saal, der sich mit Applaus füllt, aber mit keinem zahlenden Publicum. Allein es ist dies nur ein ganz natürlicher Rückschlag in der organischen Fortentwicklung der Kunstzustände; das Virtuositenthum konnte einen Augenblick die überwuchernde Richtung bezeichnen, welche die ausübende Kraft, die Perfection des Werkzeugs über Alles hielt und die horchende Welt konnte einen Moment hindurch, von der Neuheit des Schauspiels hingerissen, die höhere Aufgabe aus den Augen verlieren und dem Tonkünstler zujubeln, wie man dem Bühnenkünstler zujubelt, statt dem Dichter; allein die Besonnenheit mußte endlich zurückkehren, und man muß die Wahrheit

bekennen, daß das Instrument, das Materielle den Bewegter, das geistige Element nicht beherrschen dürfe. Das Virtuosenhum ist nur der Abglanz der industriellen Sonne im Kunstspiegel des Jahrhunderts und es gereicht der Tonwelt zur Ehre, früher jene nothwendige Umkehr zum Geiste, zur inneren Schöpfung erzeugt zu haben in ihrem Schooße, als diese im allgemeinen Leben der Zeit zur Erscheinung gelangte. Der Violinist Prume aus Belgien besitzt Eigenschaften, welche ihm vor zehn Jahren einen Himmel voll Enthusiasmus verschafft haben würden, indeß sie jetzt in Summa seinen nur zur Hälfte gefüllten Concertsaal zu bewerkstelligen vermögen. Prume ist jung, von dem interessantesten Aeußern, ist vollendeter Geiger, hat ein Ordensband im Knopfloch und — was das Wichtigste — war selbst einmal im Irrenhause und dennoch — in der That, unsere Zeit geht einer großen Umwälzung entgegen; zu welchen Mitteln soll heutzutage noch ein Virtuose greifen, wenn Ordensband und Narrenhaus nicht mehr imponiren wollen? Auch Moscheles war hier, um die bittere Erfahrung zu machen, daß die schönen Tage von Aranjuez vorüber sind! Zum Mindesten fand er den Trost, daß die Kälte des Publicums allgemein trifft und seine kühle Aufnahme keine persönliche Beleidigung hatte. Moscheles, ein Prager von Geburt, war im Jahre 1825 zum letzten Male hier und nahm damals die lauteste Begeisterung mit fort, allein seit her hat Wien die ganze Pianistenschule in seinen Mauern gehabt, als deren Stifter Moscheles zu betrachten; Liszt, Thalberg und Döhler, das Triumvirat des Pianoforte, schütteten die Schätze ihrer Kunst vor den Staunenden aus und nun kommt der erste Anreger nach Verlauf von zwanzig Jahren abermals und bietet sein Schmuckkästchen. Da man aber während der Zwischenzeit eine reiche Schatzkammer, das grüne Gewölbe der Musik kennen gelernt, so konnte das einfache Kästlein nicht mehr ansprechen, und das schöne, gemäßigte Spiel des Herrn Moscheles kam mir jetzt vor wie die wiederholte Lectüre der Vorrede eines Buches, nachdem man dasselbe bereits durchgelesen; vordem mochte manche leise Andeutung, mancher helle Wink ungemein wirksam sein, jetzt aber, wo man den Inhalt des Liedes bereits kennt, jetzt lassen die Versprechungen kalt, und es tritt jene Gleichgiltigkeit ein, die sich an ein Ding knüpft, das keine Perspective mehr hat. Moscheles ist in London, wo er blos Lektionen zu einer Guinee für die Stunde gegeben, reich geworden und will sich jetzt in seiner Vaterstadt niederlassen. Seine Compositionen werden ihn lange überleben.

— Von der Freijung. —

III.

N u s S a m b u r g .

Kritik, Literatur und Theater. — Die neuen Dramen; Gukow's Pugatschew und Laube's Monaldeschi. — Die modernen Schauspieler. — Saison, Grunert u. A.

Wie sehr wir die pragmatische Behandlung der Literaturgeschichte von Gerwinus respectiren, so müssen wir ihm doch darin direct widersprechen, daß er die Leistungen der neuesten Literatur zu gering anschlägt. Das ist uns auf's Neue klar geworden, seit wir eine intimere Bekanntschaft mit der neuesten dramatischen Literatur gemacht haben. Diese Erscheinungen sind freilich von verschiedenem Werth; aber sie sind sämmtlich aus der Bewegung der Gegenwart hervorgegangen, wenn gleich nicht alle moderne Stoffe zum Vorwurf haben; die Ideen, die Tendenzen, die darin verfolgt werden, gehören dem modernen Leben an. Preuz verfährt in dieser Rücksicht mit offener Absichtlichkeit; das Einschwärzen von Anspielungen auf politische Momente der Gegenwart kann die Kritik, weil dergleichen willkürliche Einschüffel sind, nicht gut heißen. Auf einer viel höheren Stufe steht Gukow's Pugatschew. Der Verfasser hat dramatische Routine. Obwohl der Gegenstand ein poetischer ist, liegt doch über dem Ganzen nicht ein poetischer Duft; man sieht, daß der Dichter mit Fleiß allerlei Maschinen in Bewegung setzt, um den Zuschauer zu gewinnen; aber gerade dadurch gewinnt er ihn nicht; es ist doch nur die poetisch verklärte Natur, welche auf die gesunde Natur zu wirken vermag.

Laube's Monaldeschi haben wir nun auch gesehen. Wir halten dieses Gedicht unbedingt für das beste von den erwähnten Piecen. Gleich die Einleitung ist so interessant, spannend, wie wir das in allen Dramen Laube's finden; der Dialog ist gedankenreich und doch leicht; die Charaktere scharf gezeichnet, die Verwandlung glücklich angelegt und durchgeführt. Dabei ist Monaldeschi von poetischem Schwung; die seelischen Beziehungen der Christine sind ganz meisterhaft gesponnen; der reiche Kreis, der sich um sie gruppiert, hat durch die Bestimmtheit der einzelnen Figuren, wie durch das Ineinandergreifen der einzelnen Partien einen symphonischen Charakter. Diese Dichtung ist eine werthvolle Erwerbung für unsere dramatische Literatur. Die Darstellung dieser neuen Dramen aber ist den derzeitigen dramatischen Künstlern eine ungewöhnliche Aufgabe; es fehlen die Vorbilder, es fehlt die Tradition, wie von diesem oder jenem Künstler die Rolle gut durchgeführt, oder vergriffen wurde; Jeder ist nur auf sich angewiesen, auf sein eigenes Productivvermögen. Da liegt's auf der Hand, daß Mancherlei verfehlt wird. Aber wenn die dramatischen Künstler eine Ehre darin finden, sich auf die Höhe der Zeit emporzuschwingen

und darauf zu halten, daß die dramatischen Dichter ihre Kräfte anhaltend dem Theater zuwenden, so wird dieses sich auch zu einer höheren Bedeutung in unserem modernen Leben emporschwingen können. Die Mitglieder des Stadttheaters verdienen alles Lob für ihren Fleiß. Herr Waisson, der provisorisch die Stelle von Herrn Hendrichs übernommen hat, ist ein routinirter Schauspieler; gegen seinen Monaldeschi hätten wir freilich Mancherlei zu erinnern; wir wünschten mehr chevalereskes Wesen, mehr Noblesse: der Dichter hat es so schön gemacht, daß Monaldeschi zum Schluß die Königin nicht um Verzeihung und Gnade bittet, sondern daß er ihr Vorwürfe macht, von ihr Rechenschaft fordert über ihr Benehmen gegen ihn; dieser Moment wurde vom Darsteller nicht ganz befriedigend ausgedrückt; besser als Monaldeschi gelang ihm der Pugatschew. Herr Gerstel spielte den Narren im Moritz von Sachsen sehr gut; Madame Lenz hatte auf die Sophie im Pugatschew und auf die Christine viel Sorgfalt verwendet; Fräulein Lehne gab die Gemahlin des Moritz von Sachsen zum zweiten Male sehr gut. Herr Brüning spielte die charmante Partie des von Schurre im Monaldeschi vortrefflich. Der Santinelli im Monaldeschi, Grunert gab ihn, ist in seiner geheimnißvollen, der Königin durch seine Treue Grauen erregenden Weise höchst glücklich angelegt; er ist wie der Schatten des Glücks, plötzlich und immer wieder herantretend wie das Unglück. Alle Momente dieser Rolle, für den Künstler gewiß eine höchst schwierige Aufgabe, markirte Grunert mit glücklichem Wahrheitsgefühl; er zeigte den Santinelli in seiner ganzen hohen Bedeutung für das Stück. Grunert weiß immer ganz, was er will; wir haben nie bemerkt, daß er sich an Vorbilder anschließt; er würde lieber fehlen wollen, denn daß er nachahmte oder copirte; er ist in seinen Darstellungen immer eins mit dem Dichter: er ist es mit sich selbst. Wir finden die Rollen, die wir von ihm sahen, entweder neu und eigenthümlich geschaffen, oder neue Beziehungen derselben herausgestellt; es ist nicht blos Maske, was er gibt, sondern seine Maske ist allemal Verkörperung des Bewußtseins; weil sein Feuer nicht Schauffement ist, zündet es. Künstler, wie Grunert, sind für die Kunstwerke der neuesten dramatischen Schule von unbedingtem Werth und kräftige Stützen derselben. Eine höchst interessante Darstellung war sein Alba im Egmont, so ganz und gar verschieden von der herkömmlichen Weise, so streng geschlossen, so sehr *nutu oculorum et superciliis omnia movens*, daß der Eindruck nicht blos frappirt, sondern bleibt.

IV.

Aus Jena und Halle. *)

1.

Aufklärung.

Pfui, so unter freiem Himmel mit der Pfeife da zu sitzen
Vor der Tass' im langen Kragen, — und nun gar mit rothen Mützen! ---
Von dem Baume der Erkenntniß haben wir gekostet sein:
Weg die alten deutschen Röcke! Laßt uns „Schürzen! Schürzen!“
schrei'n!

2.

Der Halle'sche Bursch und das Loch in der Mütze.
Wir als Philosophen huld'gen der Romantik nur verstoßen;
Reisen mit der Post nach Jena, Landesvater uns zu holen.

3.

Index scholarum.

Theurer Stammbaum alles Wissens! Wie verheißest Du, mein Bester,
Schöne ordnungsvolle Tage und ein ruhiges Semester!
Alles sollen wir erfahren, selbst von Engeln und von Teufeln,
Zwischen Zweien und zwischen Dreien wird man täglich Gott bezwei-
feln.

Alles hat hier seine Stunde, selber Glaube, Liebe, Hoffen,
Endlich steht um acht bei Tholuck noch zum Thee der Himmel offen.

4.

Hinrichs.

Die Censur ist für den Fortschritt! Seht, sie produciret schon
Aus dem liberalen Vater den conservativen Sohn.

5.

Schreier's Affentheater.

Thaten thun sie, diese Affen, die von Menschen wohl gesehen,
Doch von unvernünft'gen Thieren noch kein Sterblicher gesehen.
Also kündet euch der Zettel. Wahrlich, ernsthaft ist die Zeit.
Glauben sie an Gott, die Guten? Oder an Unsterblichkeit?
D noch mehr; gescheitelt tragen sie die frommen blonden Haare,
Alte Nonnen können keuscher nicht verbringen ihre Jahre.

*) Verspätet.

Die Red.

Seinen Schutzpatron im Himmel hat der bairische Philister,
Doch der ihre wohnt viel näher, und ist wenigstens Minister.

6.

Volksblatt für Stadt und Land. *)

Nach, die alten Demagogen büßen ihre Jugendsünden!
Siebichstein! auf diesen Felsen wollen sie die Kirche gründen,
Wo sie an der Saale Strand einst mit der Freiheit, ihrem Liebchen,
Wandelten in Mondscheinnächten, — siehst du dort des Pfarrers
Stübchen?

Maßmann betet in Sonnetten; aus der neuen Weltgeschichte
Macht der Leo, verdrießlich brüllend, für das Pfarrarchiv Berichte,
Und der Geist, der ruhelose, der einst schuf die Wartburgträume,
Schlägt an Neck und Barrn begeistert jetzt loyale Purzelbäume.

7.

Ronge.

Glücklich hatten wir den alten Luther schon petrificiret,
Seht, da kommt ein neues kleines Lutherchen herfür spazieret;
Waren auf dem Weg nach Rom schon, ahnten schon des Vaters
Segen,

Stellt sich da, nach Haus uns weisend, Romas eigner Sohn entgegen.
Ja, nun sind wir gut lutherisch, hassen recht die Kirche Mutter,
Denn aus ihr nur kommt der Ronge, und aus ihr nur kam der
Luther.

Zahm und folgsam, friedlich waren stets ja unsre Herrn Pastoren,
Aber Mönche waren stets die lärmendsten Reformatoren.

V.

N o t i z e n.

Tristan und Isolde. — Geschichte der Reisen und Marco Polo von August
Bürck. — Fürst Kosłowski und Eustine. — Folgen der Redefreiheit. — Ein
bairischer Fortschritt. — Arnold Ruge und Ferdinand Freiligrath. — Große
Verlegenheit. — Weibische Remze. — Gukow's Urbild des „Tartüfe.“

— Hermann Kurz, der Dichter des trefflichen Romans: Schillers
Jugendjahre, hat es unternommen, Tristan und Isolde, die lieb-
lichste Zauberblume aus dem Garten mittelhochdeutscher Poesie, in's
Neuhochdeutsche zu übertragen. Die Sage von Tristan und Isolde,
welche das unerschöpfliche Thema von Liebe und Leid zur Grundlage
hat, ist ihrem Ursprung nach zwar keine deutsche, ist jedoch bei keinem

*) Herausgegeben vom Pastor von Tippelskirch zu Siebichstein. Mit
Beiträgen von Maßmann, Leo u. a. m.

andern Volke, wo sie heimisch geworden, so tief allegorisch aufgefaßt und so hochpoetisch durchgeführt worden, als bei dem deutschen. Gottfried von Strasburg, der Sänger derselben, ist einer der tiefsten und gebildetsten Dichter des Mittelalters. Sein Gedicht ist für alle Dichter eine unerschöpfliche Fundgrube der Poesie. Leider hinderte der Tod dessen Vollendung. Die Fortsetzungen von Heinrich von Freiberg und Ulrich von Türheim sind schwache Nachklänge. Gottfried bezeichnet im Anfange seines Heldenliedes Mann und Weib, Tristan und Isolde, als die großen Gegensätze dieser Sage, sie sind der ewige Wechsel zwischen Liebe und Leid; aber das Beständige und Unererschütterliche ist die Treue, von ihr kommen alle Tugenden des Menschen. — Das deutsche Volk hat leider noch geringe Kenntniß von der Schönheit von Gottfried's Dichtung, weil die altdeutsche Sprache der Menge unverständlich ist. Immermann ergriff den herrlichen Stoff zu seiner Vorlage; leider blieb auch seine zarte Dichtung ein Bruchstück. Die Ausgaben von Grootte, van der Hagen und Maßmann enthalten nur den Urtext. Das große Publicum muß es demnach Herrn Kurz zu Dank anrechnen, daß er an eine Uebertragung des Urtextes in's Neuhochdeutsche gegangen ist, die, so viel sich auch wegen Einzelheiten, besonders wegen Ausdrücke und Wendungen, die dem Original nicht entsprechend sind, aussetzen läßt, im Ganzen doch von tiefem Verständniß, redlichem Fleiß und großer Sorgfalt Zeugniß ablegt. Da Kurz's Uebertragung für das Volk berechnet ist, so wäre es im Interesse desselben gewesen, daß der Verfasser in einem Vorworte nicht eine andeutende Expectoration, sondern eine kurze Geschichte der Sage und die nöthigsten Erklärungen über die tiefe Bedeutung dieser allegorischen Dichtung Gottfried's gegeben hätte, da dem Volke die Untersuchungen von Grootte, Mone, Hagen, Maßmann und Michel nicht zugänglich sind und das, was Gerwinus darüber gibt, wohl geistreich, aber nicht populär geschrieben ist. Was die freie (von den Fortsetzungen Heinrich's von Freiberg und Ulrich's von Türheim unabhängige) Fortsetzung der Sage von Seiten des Verfassers betrifft, die er als einen Abschluß der Immermann'schen Dichtung bezeichnet, wird an geeigneterem Orte eine ausführliche Würdigung finden.

Dr. K. S.

— August Bürcz, der vor Jahren zuerst mit romantisirenden Novellen aufgetreten war, hat sich völlig dem historisch-geographischen Fach gewidmet. Ueberhaupt ist es als ein Zeichen der Zeit zu bemerken, daß immer mehr erzählende Talente sich vom Gebiet der Dichtung auf das der Wirklichkeit flüchten und, statt Novellen und Romane, Welt- und Specialgeschichten, statt der Reisebilder, Reisebeschreibungen *re. produciren*. Allerdings geschieht dies oft mehr aus äußerem als innerem Drang; jedenfalls aber hat der Instinct der Zeit, die

immer mehr auf Realität bringt, seinen Antheil an diesen Metamorphosen. Bürck's „Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen,“ deren erster Band, „die alte Welt“ umfassend, vor Kurzem erschienen, ist ein sehr achtungswerther Versuch, eine erschöpfende und wissenschaftlich entwickelte Geschichte der wichtigsten Reisen zu schreiben. Auf die Lage, den Seehandel, die überseeischen Beziehungen und Bedürfnisse Deutschlands ist dabei mehr Rücksicht genommen, als in einem solchen Werke vor zehn oder funfzehn Jahren geschehen wäre. Von demselben Verfasser erscheinen binnen Kurzem (bei Teubner in Leipzig) auch „die Reisen Marco Polo's“, zum ersten Mal vollständig nach den besten Ausgaben verdeutscht, mit ausführlichen Commentaren und einem Nachtrag von dem berühmten Professor Neumann in München, unserer ersten Autorität über orientalische Sprachen und Geschichten, namentlich über China. —

— Im neuesten Buche Dorow's: „Krieg, Literatur, Theater“, (bei Reclam jun. in Leipzig) begegnen wir einem geheimnißvollen alten Bekannten. Es werden da Bruchstücke aus ungedruckten, in französischer Sprache abgefaßten Memoiren mitgetheilt, die, besonders durch höchst interessante Urtheile über Kaiser Nikolaus, an den prince R. in dem vielbeschriebenen Buche des Marquis de Custine erinnern. Dieser R. ist der jüngst verstorbene russische Fürst Koslowski, bekannt als ein geistreicher Beobachter und gefürchtet wegen seiner kühnen Zunge. So viel scheint gewiß, daß der prince R., welcher dem Marquis auf dem Dampfboot während der Fahrt nach St. Petersburg so merkwürdige Eröffnungen über Rußland macht, keine Fiction war, wie manche Gegner Custine's glaubten. Auch ist die Offenheit dieser Mittheilung weder unwahrscheinlich, noch überraschend, wenn man den originellen Charakter des Fürsten Koslowski bedenkt.

— In Baiern ist ein Bürger wegen eines trivialen Bonmots, welches eine Beleidigung des Königs enthielt, zu vier Jahren Festungsstrafe verurtheilt worden. Ein ähnlicher Fall begab sich voriges Jahr in Holland, wo Jemand öffentlich gefragt hatte: Was ist der Unterschied zwischen der Regierung und einem Schneider? — Dieser zieht uns an, jene zieht uns aus. — Bekanntlich wurde in Holland, wo die Regierung ein ziemlich gutes Gewissen hat, der Proceß niedergeschlagen und der Angeklagte in Freiheit gesetzt. In Baiern scheint keine Lust vorhanden, diese im Grunde wohlfeile Großmuth nachzuahmen; denn Nichts läßt weniger auf eine ernstliche Gesinnung schließen, als ein Bonmot, das meist nur um seiner selbst willen gemacht oder nachgesprochen wird. Das aber sind die Folgen der natürlichen Redefreiheit. Gäbe es eine Censur, gäbe es Präventivmaßregeln für

die Zunge, wie für den Preßbengel, so wären dergleichen traurige Fälle nicht möglich, — und dahin muß noch gewirkt werden. —

— Auch das ist allertieft. Der Landrath von Niederbayern — so entdeckt die Deutsche Allgemeine — geht die Regierung um ein Gesetz an, daß die Polizei keinem Inquisiten die Person zu nennen brauche, auf deren Anzeige die Untersuchung gegen denselben eingeleitet worden; daß also dem Angeklagten sein Ankläger verheimlicht werde. Die Regierung soll bereit sein, diesen wohlmeinenden Vorschlag in Erwägung zu ziehen. Es hat wahrscheinlich bisher an Angebern gefehlt in Niederbayern; jetzt wird diesem Mangel wohl abgeholfen sein. Eine andere Frage wäre, ob es ein rein deutsches Wort gibt, um diese neue Einrichtung zu taufen.

— Arnold Ruge macht wieder sein Dresdener Bürgerrecht geltend und will nächstes Frühjahr aus der Weltstadt nach dem gemüthlich kühlen Elbflorenz zurückkehren. Unsere theoretischen Oppositionshelden sind wie der Kranke, der sich von einem Bett in's andere schaffen läßt und sich dadurch zu helfen meint. Leider sind die Doctoren selber voll Unruh und machen's nicht besser. Ein anderer Patient, Ferdinand Freiligrath, will aus Belgien, wohin er sich geflüchtet, nach Amerika auswandern. Also war „der ausgewanderte Dichter“ ein prophetisches Gedicht, das sich jetzt erfüllen soll. Wir glauben, Freiligrath denkt an die Heimkehr, sollte es wenigstens; er macht blos einen kleinen Umweg über Nordamerika.

— Das unglückliche Duell in Königsberg, worin ein Offizier einen Referendar erschoss, der sich mißliebige Aeußerungen über eine hohe Person erlaubt hatte, führte bekanntlich zu einer Debatte, wie sie nur in Preußen möglich ist, wo alle Stände royalistischer sind, als der König. Es handelt sich nämlich darum, ob die preussischen Offiziere moralisch verpflichtet sind, Jeden, der „raisonnirt“, sofort entweder zu denunciiren, oder zum Zweikampf herauszufordern. Diese Frage wurde in der Deutschen Allgemeinen in einem ausführlichen und gründlichen Artikel verneint. Wir wunderten uns, daß eine solche Frage überhaupt existiren könne. Indes kam es noch besser. Es folgte ein zweiter Artikel, gleichsam eine Berufung von der ersten Instanz der gemäßigten Loyalität an die zweite Instanz, die des fanatischen Royalismus. Seitdem blieb die Frage unentschieden. Niemand wagt mit einem martialischen Nein dazwischen zu fahren, und die armen preussischen Offiziere sind in der größten Verlegenheit. Abgesehen davon, daß die Deutsche Allgemeine sie im Stiche läßt, so würde auch die Stimme dieser Zeitung, die zwar nicht zur ganz „schlechten“, aber doch manchmal zur „schlechteren“ Presse gehört, sie nicht dispensiren können.

Ueberhaupt will man weder die Presse, noch das eigene Gefühl darin für competent gelten lassen; man scheint vielmehr eine Entscheidung über die delicate Frage von Oben her abzuwarten. Und auch diese ist bis jetzt ausgeblieben. Natürlich wird dadurch die Gespanntheit zwischen Militär und Civil in Königsberg immer größer. Die armen Offiziere, die im Grunde ihres Herzens oft gar nicht so todtschlägerisch aufgelegt, und die guten biederen Königsberger, deren Zungen im Grunde gar nicht so hochverrätherisch sind, weichen einander furchtsam aus.

— Selbst im Orient findet man den handfesten Michel gar zu zahm. Die Gutmüthigkeit, (!) mit der die deutschen Diplomaten in der Levante — nicht sich — sondern ihre Schutzbefohlenen und Landsleute von den Türken mißhandeln lassen, hat dem deutschen Namen dort alle Achtung geraubt. Türke, Grieche und Armenier, alle sprechen gleich höhnisch von den „weibischen Namze“. Es steht in der Augsburger Allgemeinen! — wo der Reisende vom schwarzen Meer, dem wir die schönen kaukasischen Bilder verdanken, von dem Ungeheuer Abdullah Pascha von Trapezunt ein feines Porträt gezeichnet hat. Auch diesen Abdullah errugen die feinen Herren Diplomaten; nur Sir Stratford Canning trat von Anfang an energisch gegen ihn auf. Canning ward auch genug bespöttelt und mitgenommen von unseren besonnenen Weisheiten.

— Am ersten Januar wurde zum ersten Mal Guklow's „Arbibild des Tartüfe“ auf der Leipziger Bühne gegeben. Das Haus war seit Jahren nicht so überfüllt, der Beifall des Publicums war ungewöhnlich, der Verfasser wurde stürmisch gerufen, befand sich aber wahrscheinlich in Dresden, wo am selben Abend dasselbe Stück gegeben werden sollte. — Näheres kommende Woche.

— Der „Komet“ citirte unlängst eine Prager Correspondenz dieser Blätter, ließ uns aber etwas sagen, was wir nicht gesagt hatten. Er berichtet nämlich: Die Grenzboten bezeichnen den Grafen Schirading als Verfasser des Buches: „Prag und die Prager ic.“ Das ist vollkommen unrichtig. In der erwähnten Correspondenz war von einem Grafen * * * die Rede; ein Name ist nicht genannt worden. Wenn der „Komet“ diesen Namen weiß oder wissen will, so mag er ihn aus eigener Quelle haben; auf die Grenzboten kann er sich deswegen nicht berufen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.